

dünn bewohnten Land roden und jungfräulichen Boden umbrechen. Wie war dieser nüchtern denkenden Menschen Einstellung zur Kirche? Sie hatten sie erlebt, als die große Selbstverständlichkeit ihres Daseins. So wollten sie auch in der neuen Heimat kirchliche Art und kirchlichen Brauch bei sich und um sich haben, im Haus wie im Dorf. Darum gehörte zum Reisegepäck der Auswanderer gewiß das Bild des Heiligen, dem man sich in der alten Heimat besonders verbunden gefühlt hatte, das also auch in der neuen Heimat seinen Ehrenplatz in einer Ecke des neuerrichteten Blockhauses finden sollte, vor dem man sich neigte und bekreuzigte am Morgen wie am Abend, beim Gehen und Kommen. Auch in der Umgebung sollte es so sein wie daheim bisher. Eine Kirche oder wenigstens eine Kapelle sollte die Gemeinde zur Feier vereinigen, Glocken zur Andacht rufen. Es gehörte darum zu den Selbstverständlichkeiten, daß eine Kirche gebaut wurde, wahrscheinlich zunächst wie das Wohnhaus oder die Burg aus Baumstämmen oder Bohlen zusammengefügt. Das geschah im einheitlichen Willen von Siedlern und Landesobrigkeit, des Ordens, der für seine Burgkapellen Priester brauchte und sie auch für die Dörfer und Städte stellte, und darum bei der Austeilung des urbar zu machenden Landes auch an die Dotierung der Kirche mit hinreichendem Landbesitz gedacht hat.

War nun das kirchliche Leben im Ordenslande eine getreue Kopie des in der verlassenen Heimat? Im allgemeinen ohne Frage. Aber es gab doch einige Punkte, an denen sich die Besonderheiten zeigten. Zunächst ging es um die Ansiedlung von Christen in einem heidnischen Lande. Die Prußen waren besiegt und sollten zum christlichen Glauben bekehrt werden. Eine besondere Missionierung aber geschah nicht. Sie mußten jedoch Dienste leisten beim Bau von Burgen und Kirchen, gewiß keine leichte Arbeit für Mann und Angespann, wenn man überdenkt, wie viele Ziegelsteine für den wuchtigen Bau der Kirche in Wehlau beispielsweise hergestellt und herangeschafft werden mußten. Vielleicht war der Gedanke vorhanden: mag der Heide nur mitarbeiten beim Kirchbau, womöglich wirkt solch ein frommes Werk auch auf ihn und besonders nach Fertigstellung der die Andacht fördernden Räume, die feierliche Prunkentfaltung der Einweihung und die geheimnisvolle Würde und Schönheit des Gottesdienstes.

Bedeutsam war, daß zur Heidenbekehrung nach der Eroberung des Landes keine anderen Mittel eingesetzt wurden, als sie sich durch die Überlegenheit der Kultur der neuen Herren des Landes von selbst ergaben. Aus dem Vorhandensein von Dörfern mit rein deutschen und christlichen Einwohnern sollte ein Anreiz ausgehen, sich dem kulturell überragenden Wesen auch glaubensmäßig anzugleichen. Schließlich könnte als ein wiederum recht fragwürdiges Missionsmittel der Druck aufgefaßt werden, den der Orden ausübte, indem er christlich gewordenen Prußen eine rechtlich bessere Stellung einräumte als den im Heidentum verharrenden. Es gab nämlich unter den Prußen soziale Staffeln: Edelinges,

freie Bauern und Leibeigene. Durch die Unterwerfung sanken sie alle in ihrer Rechtsstellung, konnten aber durch Annahme des christlichen Glaubens auf eine höhere Stufe kommen, nämlich dem Eingewanderten auf seiner Ebene gleichgestellt werden, deren oberste Möglichkeit die war, daß ein preußischer Edler in gleicher Weise mit großen Ländereien belehnt wurde wie ein deutscher Ritterbürtiger. Preußische Bauern konnten den deutschen kölmischen Bauern entsprechend mit deren Rechten und Pflichten begabt werden.

Von Mission als Überwindung des Heidentums durch die innere Überlegenheit des christlichen Glaubens kann also nicht gesprochen werden. Es ging um Übertragung der Kultur auf ein weniger entwickeltes Volk.

Der im Grunde sich begegnende und ergänzende Wille der Ritter und der Bauern führte beide Teile zu gleichen Schicksalen. Aufstände der vom Schwert niedergeworfenen Prußen und Einfälle der benachbarten Litauer zerstörten alles: die Burgen, die Kirchen, die Dörfer. Als Siedler dem Ruf des Deutschen Ritterordens folgten, hieß es zunächst auch, bereit sein, sein Leben mit an das Wagnis zu setzen. Es war darum wohl eine wagemutige Schar, lebenskräftig und starken Willens, die dem Ruf zur Reise gen Osten folgte. Harte Arbeit und Entbehrungen waren Vorbedingung zum Erfolg. Schutz der oberen Welt in Kampf und Gefahr und Trost des Himmels in allem Leiden und Sterben mußte erlebt werden. Daß dies in rechter Weise geschehen konnte, war auch ein Anliegen der Herren des Landes. Als mönchische Ritter kämpften und beteten sie, waren sie für sich selber ohne Ansprüche, wachten sie für die ihnen Anvertrauten und ordneten das Land. Diese Ritter sorgten dafür, daß Priester für alle notwendigen Handlungen vorhanden waren, brauchte der Orden doch selber in jedem aus mindestens zwölf Rittern bestehenden Konvent einen Priesterbruder, und darum besetzte er auch selber die von ihm gegründeten Kirchspiele mit Priestern.

Das ist der äußere Hergang: Eine Burg wurde errichtet, in ihr befand sich selbstverständlich eine Kapelle, um die Burg herum entstanden die Häuser der Siedler. Im Kreis Wehlau waren es folgende Burgen: Tapiaw (erster Bau 1265, Neubau an anderer Stelle 1351), Kremitten (1391 erwähnt), Allenburg (1256 an Stelle einer eroberten Prußenburg auf dem Zickelberg angelegt, 1260 zerstört, als „Wildhaus“ 1272 auf dem östlichen Alleufer neu errichtet), Taplacken (1336 gegründet, niedergebrannt und 1376 massiv neu errichtet). Wehlau besaß eine Burganlage, die später zu einem Kloster umgewandelt wurde. Ferner mag erwähnt werden, daß dort das Haus des Witold stand, des bekehrten Sohnes des Litauerfürsten Kinstut; dieses Haus ist wohl zwischen 1350 und 1360 erbaut und war in die Wehrmauer einbezogen. Es war das zweite Haus nördlich vom Steintor. In jenen Jahren entstanden auch die Kirchen, gewiß schon gleichzeitig mit den Dörfern der ersten deutschen Siedler. Diese Erstanlagen gingen alle bei den Kämpfen des 13. Jahrhunderts unter, und wir wissen kaum etwas über sie. Dann erstanden die Kirchen in massivem

Bau, die bis auf unsere Zeit gekommen sind. Wehlau (als Stadt 1336 gegründet, 1347 zerstört, gleich darauf wieder neu gebaut) erhielt die herrliche Kirche, deren Bau 1351 begonnen und 1380 fertiggestellt wurde. Die Kirche in Petersdorf wurde 1368 dotiert. Der Bau stammt aus dem letzten Viertel des 14. Jahrhunderts. In Allenburg wurde 1405 eine Kirche gegründet. Die in Grünhayn war schon 1361 vorhanden. Tapiau erhielt erst spät, 1502, eine Kirche; bis dahin genügte den Einwohnern der „Lischke“ — so nannte man die um eine Burg herum entstandene Siedlung — die Burgkapelle. Die Kirche in Starkenberg stammte aus dem 15. Jahrhundert, der Kirchbau in Kremitten begann etwa 1340, und Goldbach baute wohl Ende des 14. Jahrhunderts eine neue Kirche auf den Resten einer zerstörten Wehrkirche.

Es bestanden aber noch weitere Kirchen bzw. Kapellen: Die Kirche in Alt-Wehlau (ging 1534 ein), die Kapelle St. Georg westlich der Stadt jenseits der Alle gelegen, die bereits 1437 bestand (1558 abgebrochen). Eine Kapelle stand in Grünlinde. In Allenburg gab es die Kapelle St. Georg und die auf dem Zickelberg bei Trimmau. Weitere Kapellen standen in Kortmedien (bis 1601) und in Pregelswalde. Diese Kapellen zerfielen im 16. Jahrhundert oder gingen ein. Rechnen wir Burgkapellen, Kirchen oder die untergegangenen Kapellen zusammen, so könnte es scheinen, als wäre die geistliche Versorgung im Mittelalter besser erfolgt als in der Zeit nach der Reformation. Aber es fehlte das Entscheidende, die Grundlage alles christlichen Wesens, die Heilige Schrift. Darum war, wie im ganzen Ordensstaat, so auch im Kreise Wehlau, das Verlangen nach der Reformation groß und ihre Aufnahme willig und freudig.

An einem Punkt aber unterschied sich das kirchliche Leben im Ordensland offensichtlich von dem in den alten deutschen Gauen. Der Orden ließ nur wenige Klostergründungen zu; es mag ihm hinreichend gewesen sein, daß er selber nach klösterlichen Regeln lebte. Außerdem war wohl auch jede Manneshand beim harten Werk der Urbarmachung, des Hausbaus, auch bei den Handwerkern, höchst nötig. Jedenfalls war der Orden sehr zurückhaltend im Erteilen der Erlaubnis zu einer Klostergründung und hat Klöster auch nur mit einem geringen Anteil an Grund und Boden bedacht. Eine — meines Wissens die einzige — Ausnahme war das vom Hochmeister Heinrich Dusemer 1349 in Königsberg gestiftete Benediktinerinnenkloster, zu dessen ausgedehntem Grundbesitz auch die weiten Waldungen im Kreis Wehlau gehörten, die später den Namen Löbenichtsche Hospitalforst trugen, entsprechend der Wesens- und Namensänderung dieses Klosters. Das Wehlauer Kloster lag in der Südostecke der Stadt; seine Gründung geht auf denselben Hochmeister zurück, und auf dieselbe Veranlassung, es war Ausdruck des Dankes für den über die Litauer erfochtenen Sieg an der Strebe. Vollendet wurde der

Bau unter Winrich von Kniprode 1351. Dieses Mönchskloster stand auf engem Raum. Als es im 16. Jahrhundert aufgelöst wurde und zur Bebauung freigegeben, wurde seine Ausdehnung auf 15 Ruten Länge und 12 Ruten Breite angegeben, das sind rund 70 x 55 m. Der Klosterplatz erinnerte bis in unsere Tage daran. Es entstand aber noch ein zweites Kloster in Wehlau, und zwar im Westen der Stadt vor dem Alletor jenseits der Alle. Dort ließen sich 1477 Mönche der Observanten, einer strengen Richtung der Franziskaner, nieder. Es mußte aber schon 1520 auf Befehl des Hochmeisters Albrecht abgebrochen werden. Das war eine durch seinen Krieg mit Polen bedingte Maßnahme. Es sollten sich nicht in diesen außerhalb der Stadtbefestigung befindlichen Gebäuden feindliche Truppen festsetzen können. Die Mönche wurden in das alte Kloster verwiesen, andererseits wurde vom Hochmeister angeordnet, daß jenes die strengere Regel der Observanten annehmen mußte. Damit wurden zugleich Streitigkeiten zwischen beiden Klöstern beseitigt. Über Grundbesitz ist nichts bekannt, und was sonst zum Besitz des Klosters gehörte, war nicht als Reichtum zu bezeichnen. In einem Inventarverzeichnis vom 13. August 1523 sind aufgeführt: Vier Kelche, 14 von den besten Kaseln, zwei Dalmatiken für das große Fest, eine Last und 15 Scheffel Korn, zehn Fischkessel, vier Graffen (Grapen = Kessel auf festen Füßen), vier Roste, ein Dreifuß, vier Speckseiten, 15 Schock „Flackfisch“, 1½ Schock Dörrfisch, eine Tonne Dorsch, vier Tröge, acht Faß Bier, 24 zinnerne Kannen, vier große Kannen und 515 Bücher. Diese Aufzählung zeigt, daß das Kloster nicht reich war an kirchlichen Geräten — es hatte also wohl nicht viele derartige Geschenke erhalten —, auch nicht reich an Lebensmitteln. So wird es sich auch um keine große Zahl von Mönchen gehandelt haben. Daraus darf wohl gefolgert werden: dem ostpreußischen Menschen jener Zeit lag die Klosterfrömmigkeit nicht. Es waren nicht viele, die Mönche wurden, und auch nicht viele, die durch Spenden für die Klöster ihre frommen Werke taten. Beachtenswert ist die für damalige Zeit ansehnliche Zahl von Büchern im Wehlauer Kloster. Das darf wohl als gutes Zeichen der Pflege des geistlichen Lebens bewertet werden.

Im Gebiet des Kreises Wehlau gab es — vielleicht — noch ein Kloster, und zwar in Plibisken. Die einzige Nachricht davon ist, daß die alte Widdem — das Pfarrhaus — ein umgebautes Kloster mit vier Ecktürmchen gewesen sei. Dies Haus brannte aber zwischen 1647 und 1686 ab.

Daß der Ritterorden am Aufkommen von Klöstern kein Interesse hatte, beruhte vor allem darauf, daß er selber klösterliche Aufgaben zu den seinen gemacht hatte. Die Priesterbrüder des Ordens pflegten die kulturellen Gebiete, sie waren die Geschichtsschreiber und Dichter, sie haben Urkunden und Handfesten aufgesetzt. Auch die Pflege der Kranken betrieb der Orden als seine Aufgabe, war er doch auch aus einer Vereinigung von Krankenpflegern beim Kreuzzug im Heiligen Lande hervorgegangen. Bei seinen Kriegszügen legte er Wert auf sachliche Behand-

lung seiner Verwundeten. So waren Firmarien — Krankenstuben — eingerichtet, wahrscheinlich in jeder Burg, sowohl für die Ritter wie auch für alles andere Kriegsvolk, die „Knechte“.

Es überfiel aber auch eine andere Sorge oft genug das Land, die Pest. Um sie zu bannen, wurden Spitäler eingerichtet, meist St. Georg gewidmet. Sie lagen vor den Toren der Stadt. Mag sein, daß diese Entstehung jenes zweiten Klosters in Wehlau in diesem Zusammenhang geschah, wurde es doch in der Nähe der St.-Georgs-Kapelle errichtet.

Noch einer mittelalterlichen Erscheinung muß gedacht werden, der Bruderschaften. Das waren Zusammenschlüsse der Handwerksgesellen, die aber nicht bloß das Zunftleben oder wirtschaftliche Ziele betrafen, sondern sich auch der Pflege des frommen Lebens widmeten. Ein Zeuge dafür war der schöne gotische Kelch, der an seinem Fuß die Inschrift trug: „diser kelch horeth unser lieben frauen broderschaft czo welaw“ (dieser Kelch gehört unserer lieben Frauen-Bruderschaft zu Wehlau).

Ein Jahrhundert des Niedergangs folgte der großen bewundernswerten Entwicklung im Ordensland Preußen. Es begann mit einer ehrenvollen militärischen Niederlage in der Schlacht von Tannenberg (1410), setzte sich fort im zweiten polnischen Krieg mit dem Verlust großer Gebiete und wirtschaftlichem Verfall. Dabei trat die innere Auflösung des Landes zutage, Städte und Landadel hielten es um eigener Vorteile willen mit dem Polenkönig gegen den Ordensstaat.

Ein besonders dunkles Kapitel jenes Zeitgeschehens spielte sich in seinem letzten Teil auf der Burg in Tapiau ab. Es war zu einem Streit zwischen dem Hochmeister Heinrich von Richtenberg und dem samländischen Bischof Dietrich von Cuba gekommen. Cuba war gegen den Willen des Hochmeisters und des Ordenskapitels vom Papst als Bischof von Samland inthronisiert und mit großen Ablaßvollmachten ausgerüstet. Seine Propaganda hatte enormen geldlichen Erfolg, an dem der Hochmeister Anteil begehrte, da die Geldnot des absinkenden Ordensstaates gewaltig war. Cuba lehnte das Ansinnen ab, er entthronte Domherren und Pfarrer, die auf der Seite des Hochmeisters standen, ihrer Ämter, auch trieb er Geschäfte mit Kirchengewerben. Richtenberg ließ ihn kurzerhand verhaften (1474) und auf die Burg Tapiau in ein „ehrlich“ Gewahrsam bringen. Als aber ein Schloßkaplan dem Bischof zur Flucht verhelfen wollte, wurde er in strengstes Gefängnis genommen, in dem er umkam. Aber mit Ehren wurde Cuba im Dom von Königsberg bestattet. Viel Grausiges wurde geraunt. Wir brauchen der Frage nicht nachzugehen, wie sich die Schuld auf beide Seiten verteilte, aber wir können uns denken, wie sowohl das geistliche Rittertum wie auch das Priestertum durch diese Vorgänge an Ansehen im Volk verlor.

Doch hing die kirchliche Unzufriedenheit nicht von diesem einmaligen grausigen Fall ab. Für das Ordensgebiet war bezeichnend die allgemeine Ablehnung des Peterpfennigs, einer den Charakter einer Steuer annehmenden Abgabe für den Bau der Peterskirche in Rom, — wie auch die

Kritik am Ablaßwesen, die trotz der von Cuba erzielten Erfolge weithin bestand und zu dem umlaufenden Wort führte, die Ablaßprediger seien die allerliebsten Knechte des Teufels.

Am Ausgang des Mittelalters sprach Papst Leo X. es aus (6. November 1519), daß der Deutsche Ritterorden einer Reform bedarf, und sein Nachfolger Hadrian VI. machte sich das Urteil zu eigen. Nur fehlte beiden die rechte Erkenntnis der Schäden und des einzigen Heilmittels.

Von der Marienburg blickte das Bild der Mutter Gottes, jenes acht Meter hohe Mosaikwerk, das Jesuskind auf dem Arm, gen Osten, — und in Wehlau, der bedeutendsten Kirche im Kreis, befand sich unter den Rötzel-Zeichnungen auf dem Putz der wuchtigen, den Turm tragenden Pfeilerleibungen an oberster Stelle die Krönung der Maria, die zwischen Gottvater und Christus den mittelsten Platz einnahm. Bei aller Würdigung dieser mittelalterlichen Kunstwerke muß doch festgestellt werden: im Ordensland vollzog sich dieselbe Entfernung vom biblischen Ugrund wie in der Christenheit allenthalben. Gewiß, Christus ist da, jene Wehlauer höchst eindrucksvollen Zeichnungen zeigten ihn im Gebet im Garten Gethsemane, bei der Kreuzigung, — aber sein oberstes Werk war die Krönung der Mutter Maria, also ein Vorgang, von dem die Bibel nichts weiß, der dem Bereich der ausschmückenden Legende entstammt.

Die Heiligenverehrung fand ihren Ausdruck auch in der Vielzahl von Altären, für die wiederum Wehlau als Beispiel dienen mag. Dort waren vier vorhanden: 1. des Evangelisten Johannes, 2. corporis Christi, 3. unserer lieben Frauen, 4. St. Nicolai. Die Kirche selber war dem heiligen Jacobus geweiht. Von den ehemals zahlreichen Heiligenbildern war das des heiligen Georg in der Kirche zu Kremitten erhalten geblieben, ein eindrucksvolles Bild des Heiligen in Ritterrüstung zu Pferde.

Fast drei Jahrhunderte waren im Preußenland dahingegangen. Was war das Ergebnis dieser ersten Epoche?

Der Staat der Ordensherren verfiel. Seitdem die Prußen — äußerlich — das Christentum angenommen hatten, wie auch das Nachbarvolk der Litauer, hatte der kriegerische Sinn des Ordens seine Berechtigung verloren, sein Staat aber zerbrach, weil das flache Land und die Städte dem Gesetz der eigenen Entwicklung höheres Recht einräumten als der Treue gegenüber dieser Obrigkeit. Der eine Teil suchte durch Verbindung zum polnischen König, dem Lehnsherrn des Landes, seine Vorteile, der andere durch Anschluß an die Hanse. Aber das waren Irrwege, die keineswegs aus der Not des Landes herausführten. Das Land stand durch Kriegszerstörungen und innere Spannungen, durch vergebliche Opfer an Menschen und Geld vor dem Zusammenbruch.

Da kam die Wendung.

Der Beginn des neuen Abschnitts in der Geschichte Ostpreußens trug sich unter einer Kanzel in Nürnberg zu.

So bekannt der Hergang ist, muß er in Kürze auch hier erzählt werden. Der junge Hochmeister Albrecht aus dem fränkischen Zweig des Hauses Hohenzollern (geboren 1490, Hochmeister seit dem 13. Februar 1511) hatte auf Drängen seines weltlichen Rates Dietrich von Schönberg versucht, das Joch des polnischen Königs abzuwerfen; der Krieg verlief ungünstig, Albrecht mußte um Waffenstillstand bitten, der für vier Jahre bewilligt wurde. Auf der Suche nach Unterstützung durch Geld und Soldaten kam er in Nürnberg, wo der Reichstag tagte, unter die Kanzel des evangelischen Predigers Andreas Osiander, der eine vertrauliche Zusammenkunft mit Luther vermittelte. Des Reformators Rat ist niedergelegt in seiner Schrift: „An die herrn Deutschs Ordens, das sie falsche keuscheyt meyden und zur rechten ehlichen keuscheyt greyffen, Ermanung. Martinus Luther. Wittemberg 1523.“ Darin zeigte Luther einen völlig neuen Weg. Der Hochmeister nahm den Rat, der übrigens weit mehr enthielt als jener Titel anzeigt, an. Er erreichte durch Verhandlungen mit König Sigismund von Polen, daß ihm Friede bewilligt, die Umwandlung des Ordensstaates in ein weltliches Herzogtum gestattet und die Durchführung der Reformation freigegeben wurde. Die Gegenleistung war der Lehnseid vor dem polnischen König (1525).

Man darf aber nicht denken, daß die Reformation nun auf dem Regierungswege durchgeführt worden sei von einem, der in der Zeit, als ihm das Wasser bis zur Kehle stand, bei Luther einen guten Rat fand und entsprechend handelte. Unabhängig von dem eigenartigen Weg des Hochmeisters regte sich der neue Geist in seinem Land. In Königsberg predigte seit 1523 der auf Bitten um einen evangelischen Prediger von Wittenberg dorthin entsandte Johannes Briessmann im Dom, Johannes Amandus in der Altstädtischen Kirche. In Pomesanien erklärte sich der Bischof Erhard von Queiß sofort nach seinem Regierungsantritt 1523 für die neue Lehre. Paul Speratus wurde als Schloßprediger 1524 berufen, Poliander 1525. Die bedeutsame Weihnachtspredigt 1523 des Bischofs Georg von Polentz wurde im Druck verbreitet und gar nach Rom geschickt. Es kam also dem von Luther beratenen reformationswilligen Hochmeister eine kräftige selbständige Bewegung des Volkes entgegen.

Wie wirkte sich das Verlangen nach Reformation im Kreise Wehlau aus? Es bekundete sich kein stürmischer Wille — und doch eine Entschlossenheit, kein planloses Handeln und dabei eine große Geduld. In Allenburg z. B. wurde erst 1529 der letzte katholische Pfarrer abgesetzt. Vielleicht war es in der Zeit des Umbruchs auch schwer, gleich in hinreichender Zahl geeignete Prediger zu finden. Die Gemeinde Goldbach bekam das Recht, sich mit ihren kirchlichen Anliegen an den Pfarrer in Tapiaw zu wenden, da sie keinen „gelehrten“ habe. Das bedeutete wohl, daß er der Reformation zugehörte, aber die Werte des evangelischen Glaubens in der Predigt nicht in genügender Tiefe darbieten konnte.

Freilich blieb eine Störung nicht aus — genau wie im Reich —: die Bauern machten 1525 einen Aufstand, der seinen Grund in ihrer wirt-

schaftlichen und sozial schlechten Situation hatte. Auch stellten sie in allzu oberflächlicher Kenntnis der reformatorischen Bewegung einige ihrer Sätze an die Spitze ihrer Forderungen. Es befanden sich unter ihren Führern drei Pfarrer, nämlich von Klein-Schönau, Allenau und Legitten, also aus unmittelbarer Nähe des Kreises Wehlau. Aber in ganz kurzer Frist brach diese Bewegung zusammen.

Eine amtliche Auswirkung zeitigte die reformatorische Bewegung bereits vor dem ersten herzoglichen Mandat. Polentz verordnete schon am 28. Januar 1524, daß bei der Taufe die deutsche Sprache angewandt werden müsse, in der evangelischen Erkenntnis, daß die Dinge des Glaubens ihren Ausdruck und ihre Pflege in der Muttersprache finden müßten, nicht in der lateinischen Weltsprache, die bis dahin die Sprache der Kirche war und heute noch die der katholischen Kirche ist.

Das eigentliche Reformationsmandat des Herzogs, datiert vom 6. Jul 1525, forderte die Pfarrer auf, das Evangelium lauter und rein zu predigen, verlangte, daß Winkelprediger nicht geduldet werden (gegen das Sektierertum), forderten von den Gemeinden, selber für den Unterhalt ihrer Pfarrer zu sorgen und untersagte unmäßiges Trinken, Gotteslästerung, ungeziemendes Schwören, das Fluchen, Vergehen gegen das sechste Gebot und unpassende Gespräche über die Dinge des Glaubens am falschen Ort.

Der Landtag stimmte am 6. Dezember 1525 dem Mandat, also der Reformation, zu.

Ein Umstand war von großer Bedeutung: die gute Zusammenarbeit des Herzogs mit den beiden Bischöfen, die ihm ihre weltliche Gewalt abtraten (Polentz 1525, Queiß 1527), und die ihren hohen Beruf nun ganz vom Seelsorgerlichen her erfüllten, während der Herzog seine obrigkeitliche Gewalt in den Dienst der Kirche stellte. In diesem Sinne beteiligte er sich persönlich mehrfach und auf längere Zeit am Umzug — so lautete der deutsche Ausdruck für Visitation. Leider enthält das Visitationsprotokoll von Wehlau nur Angaben finanzieller Art, aber das Wesentliche läßt sich aus anderen erschließen, sind es doch immer die gleichen Fragen, die behandelt wurden. Es geschah aber auch, daß ein Befehl (bevelch) noch während des „umbzugs“ erging, daß ohne Zeitverlust die Aufgaben der Kirche mit aller Aufmerksamkeit und Kraft vorangetrieben würden. Auch geht aus einem Rundschreiben an die Amtshauptleute hervor, wie erschrocken der Herzog über das Ergebnis der Visitation gewesen ist. Es mußte eben die Reformation von Grund auf neu aufbauen. Man kann da nicht ernsthaft von Christentum reden, wo das Vaterunser eine unbekannte Sache ist. An diesem Punkt wird die große Versäumnis der mittelalterlichen Kirche offenbar.

Die weiteren Anordnungen zur Durchführung der Reformation sind: Artikel der Ceremonien und anderer Kirchenordnung (10. Dezember 1525). 1527 wird bereits das erste ostpreußische Gesangbuch herausgegeben.



Vom Februar 1543 stammt jener oben angeführte „bevelch“. 1545 erscheint eine zweisprachige Ausgabe des Katechismus: deutsch links, prußisch rechts. Auch sind Bemühungen um Übersetzung von Bibel und Katechismus ins Litauische im Gange. 1558 wird die Kirchenordnung neu durchberaten. Am 25. 5. 1567 tritt die Generalsynode zur Beratung der *Repetitio corporis doctrinae* (soviel wie: kurze Glaubenslehre) zusammen, die am 30. 5. angenommen wurde; unter den Unterschriften befinden sich auch die des Theobald Axt aus Wehlau, Johannes Sperber aus Allenburg und des Johann Forster aus Tapiau. 1568 wird eine neue Kirchenordnung angenommen, die 1571 auch ins Polnische übersetzt wurde. Diese beiden Werke, „*Repetition corporis doctrinae*“ und die Kirchenordnung vom Jahre darauf, sind als die abschließenden Werke der Reformation in Ostpreußen anzusehen. Die Kirchenordnung trägt den Titel „Von Erwehlung der beyder Bischoff / Samlandt und Pomezan / im Hertzogthumb Preussen / Auch von ihrem Ampt / Verordnung der Visitation und anderm / so zur fürderung und erhaltung des Predigtampts und Schulen / Christlicher zucht / und guter Ordnung von nöthen ist“.

Die Mittel zur Durchdringung des Volks mit evangelischem Geist sind: Predigt, Auslegung und Einübung des Katechismus, Gebetsverhöre. Weil es so wichtig ist, daß die Verkündigung des Evangeliums verstanden wird, muß sie grundsätzlich in der Muttersprache der Gemeindeglieder geschehen. Das hatte bei der völkisch sehr verschieden zusammengesetzten Bevölkerung seine Schwierigkeit, gab es doch neben der Hauptmasse der Deutschen die Prußen, Masuren, Litauer. Damit auch die Nichtdeutschen die Predigt verstünden, wurden Tolken, das sind Dolmetscher, angestellt, die auf einem Podium stehend die Predigt des Pfarrers, der nicht oder nicht hinreichend der anderen Sprache mächtig war, Satz für Satz dolmetschten. Eine Nachricht aus Tapiau besagt, daß ein Glöckner zum Katechismusunterricht für die Litauer gesucht wurde. Andererseits geht auf den Herzog Albrecht die Einrichtung eines Alumnats an der Königsberger Universität zurück, wo Freistellen für Studenten der Theologie geschaffen wurden, nämlich für je sechs Polen (das bedeutet Masuren), Litauer und Prußen samt Sudauern.

Den Bemühungen der Obrigkeit und der Kirche muß natürlich der Wille des Volks entgegenkommen. Das geschieht durch den Besuch des Gottesdienstes. Anders bleibt die Bemühung der Pfarrer umsonst. So werden die sehr energischen Forderungen verständlich, daß aus jedem Hause wenigstens ein Familienglied den Gottesdienst besucht, an hohen Feiertagen möglichst alle. Versäumnis wird mit Geldstrafen belegt.

Was ist erreicht worden?

Gewiß machte das persönliche Vorbild des Herzogs starken Eindruck. Sein Eifer in der Sache des Glaubens wurde offenbar, ebenso wie die Kraft seines Gebetslebens, die landesväterliche Fürsorge, wie die christliche Haltung seiner Ehe. Die zarten Vorgänge des Glaubens sind nicht zu

demonstrieren, aber an bestimmten Tatsachen treten die Ergebnisse doch zutage. In den Kirchen wurden Emporen eingebaut. Das hat nichts mit einem zahlenmäßigen Anwachsen der Bevölkerung zu tun — davon kann auch in jenen immer wieder von der Pest und anderen Seuchen heimgesuchten Zeiten nicht die Rede sein. Das ist das Erwachen evangelischen Bewußtseins, das sich in zeitgemäßen Formen kundtut. Die Zünfte fühlen sich kirchlich verpflichtet. Nun bauten die Tuchmacher (1581), die Schmiede (1617), die Schneider (1620) und andere ihre „Stände“ in der Wehlauer Kirche, vor allem in der Form von Emporen ein; in ländlichen Kirchspielen wurde es Ehrensache der einzelnen Ortschaften, die zustehenden Kirchenbänke zahlreich zu besetzen. So gewinnen die Menschen einen „Standpunkt“, nämlich: in diesen Kirchenbänken haben sie zu stehen.

Auch ist bedeutsam, wie der innere Gehalt der auf den Visitationen durchgesprochenen Belange sich in den Rollen der Zünfte widerspiegelt. Auch sie wollen die Bindung ihrer Glieder an die Kirche: der als Lehrling genommene Junge muß zwei Pfund Wachs zu Kirchenlichtern geben, die Zunftversammlungen sollen frei sein von wüstem Reden.

Ein anderes Zeichen der inwendigen Annahme evangelischen Glaubens ist die große Zahl von Stiftungen, die insbesondere im 17. Jahrhundert den Kirchen gemacht wurden. So erhielt die Wehlauer Kirche: 1633 eine Kanne für den Abendmahlswein, 1688 die Hostiendose (mit Gravierungen aus der heiligen Geschichte), die schönen, wuchtigen, bronzenen Wandarmleuchter (1647 und 1696). Auch der eigenartige und gewaltige Altaraufbau, der schönste Schmuck der Kirche, ist eine Stiftung (1633), desgleichen die Kanzel von 1715. Hinzu kommen die mit mehr oder weniger wertvollen Malereien ausgestatteten Brüstungen der Emporen und die evangelischen Beichtstühle. Ähnliches wäre von den anderen Kirchen des Kreises zu berichten. Diese vielen wertvollen Geschenke sind bedeutsame Zeugen für die Liebe der Gemeindeglieder zu ihrer evangelischen Kirche.

Gewiß, die Visitationsberichte sind voller Klagen über mangelnde Kenntnis auf dem Gebiet des Glaubens. Das darf uns nicht wundern in den Anfangszeiten, aber ein „Zufriedenstellend“ kann ja nie das Ergebnis sein — dafür ist die Sache des Reiches Gottes zu ernst und der Auftrag der Kirche zu groß. Über Trunkenheit wird geklagt, auch in den Eintragungen der Kirchenbücher, wenn ein Boot mit Angetrunkenen auf dem Pregel oder der Deime umschlug und die Insassen ertranken. Nachdenklich macht die Kirchenbucheintragung, daß ein 14jähriger Junge aus Tiefenthamm am 17. März 1834 in der Trunkenheit erfroren ist. Auch das Heidentum ist noch nicht völlig überwunden. Insbesondere stecken Hirten in alten heidnischen Vorstellungen und Bräuchen. „Man soll auf sie achtgeben“, mahnt ein Visitationsrezeß aus Allenburg. Und noch 1712 wird von einem Verstorbenen bemerkt, er sei vor seinem Tode bei einer Hexe gewesen.

Im Gottesdienst wurde Wert auf die Predigt gelegt, die bis dahin so gut wie ganz gefehlt hat; begnügte sich doch die mittelalterliche Kirche mit liturgischen Formen und erzog Knaben nur insoweit im Lesen, Schreiben, Singen und Gebrauch der lateinischen Sprache, als es für deren Dienst in der Kirche, Chorgesang und Ministrantenpflicht, nötig war. Das neue Ziel ist, die Heilige Schrift zu lesen und zu verstehen, auch den Katechismus. Dazu bedürfte es einer systematischen, gründlichen Schulung, und zwar des ganzen Volkes.

Die Schule war sozusagen ein Zweig der Kirche. Ihr Ziel war, aus Kindern fromme Christen zu machen. Solange dieses galt, lebten Kirche und Schule in bester Eintracht miteinander. Der Rektor einer Volksschule war ein Theologe, der seine Examina bestanden hatte und nach etlichen Jahren ein Pfarramt übernahm. Der zweite Lehrer, Kantor betitelt, brauchte nur ein Zeugnis über seine Befähigung, den Unterricht im Singen erteilen zu können und eine Empfehlung eines Pfarrers für diesen Dienst. Daneben hören wir genug von Lehrern, die aus dem Handwerkerstand kamen oder ausgesiente Soldaten waren. Das harmonische Verhältnis zwischen Kirche und Schule hörte auf, als das Bildungsziel nicht mehr jenes oben angegebene war, sondern ein rein innerweltliches wurde.

Im Reformationszeitalter aber wäre Wehlau fast zu einer ganz Preußen angehenden Bedeutung gekommen. Herzog Albrecht wollte eine Ausbildungsstätte für die geistige Führungsschicht schaffen. Pfarrer waren allenthalben nötig, der Fürst brauchte seine Räte, auch die Städte bedurften der Juristen, selbstverständlich waren Ärzte vonnöten und Lehrer für die höheren Schulen. Bevor aber die Universität gegründet wurde (1544), sollte eine Zubereitungsanstalt die Schüler der Lateinschulen reif für die Hochschule machen. Für dies „Partikular“ nahm Albrecht Wehlau, das er besonders liebte, in Aussicht, vielleicht gar für die Universität selber. Aber die Wehlauer wiesen darauf hin, daß es ihnen an geeigneten Gebäuden fehle, während der Bischofshof am Dom in Königsberg mit den Domherrenkurien sich für diese Zwecke wohl gut eignet. So wurde das Partikular und bald danach die Universität in Königsberg gegründet.

Daß es da auch zu Fehlern kam, ist — wie in jedem Bereich menschlichen Tuns — kein Wunder. Es gibt auch aus dem Kreise Wehlau Visitationsberichte, in denen ein Pfarrer wegen „seines elendes Catechisierens und Predigens“ ernst gerügt wurde. So geschehen in Tapiaw am 29. August 1734. In Wehlau trug sich eine Geschichte besonderer Art zu. Der dortige Erzpriester — so lautete der Titel des Superintendenten bis zum Jahre 1808 — Göritz (im Amt von 1705 bis zu seinem Tode am 22. 4. 1752) war in seinen jungen Jahren ein tüchtiger Pfarrer und hervorragender Prediger, im Alter wurde er streitsüchtig. Ein besonderer Mißstand ergab sich in der Behandlung der Konfirmanden. Hatte er die Fähigkeit verloren, die Jugend richtig zu behandeln oder verlangte er